



Honoré de Balzac

Sarrasine

Eine Szene aus dem Pariser Leben
Herausgegeben und aus
dem Französischen von Elisabeth Edl

»*Sarrasine*, eine Erzählung von Balzac, relativ wenig bekannt, dennoch einer der Höhepunkte im Werk.« Georges Bataille

Die vornehme Pariser Gesellschaft hat sich oft gefragt: Woher kommt der ungeheure Reichtum der Familie de Lanty? Die abenteuerlichsten Gerüchte umgeben vor allem jenen mysteriösen, geisterhaften Greis auf dem luxuriösen Ball, der durch seine extreme Magerkeit, seine altmodische, feminine Koketterie alle Blicke auf sich zieht. Sein Geheimnis jedoch ist verborgen in einer ganz anderen Geschichte: Viele Jahre zuvor reist der junge Bildhauer Sarrasine zur Ausbildung nach Rom. Beim abendlichen Theaterbesuch packt ihn unsterbliche Liebe zu Zambinella, der Primadonna, deren engelgleicher Sopran ihn verzaubert. Weiß der schönheitstrunkene Franzose nicht, dass im Kirchenstaat keine Frau auf der Bühne stehen darf?

Alexander Verlag Berlin
www.alexander-verlag.com

ISBN 978-3-89581-655-0



Sarrasine, 1830 erschienen, gehört zu den faszinierendsten Texten in Balzacs *Menschlicher Komödie*: Eine Geschichte versteckt in einer anderen; Gestalten, die nicht sind, was sie scheinen; ein schillerndes Vexierspiel von Schönheit und Täuschung, Liebe und Sexualität, Wirklichkeit und Kunst. *Sarrasine* wurde erst spät entdeckt, provozierte dann aber die gewagtesten Interpretationen, beginnend mit Georges Bataille und Roland Barthes' berühmter Studie *S/Z*. Elisabeth Edl – wie bereits in ihren Ausgaben von Stendhal, Flaubert, Maupassant, George Sand – verfolgt einen anderen Weg: Mit Übersetzung, Nachwort, Zeittafel und Anmerkungen geht sie wieder zurück zu Balzac und seinem Text – der aufregender ist als alle nachträglichen Spekulationen.

»*Sarrasine* muss eingereiht werden unter die anderen Künstlerromane in der *Menschlichen Komödie*, denn wie seine Kollegen Frenhofer oder Sommervieux ist der Bildhauer auf der Suche nach absoluter Schönheit, nach künstlerischer Wahrheit. Beide scheitern, wie *Sarrasine*, an ihren übersteigerten, fanatischen Schönheitsidealen.« Elisabeth Edl

Honoré de Balzac (1799–1850) ist mit Stendhal, Gustave Flaubert, Guy de Maupassant und Émile Zola einer der großen französischen Erzähler des 19. Jahrhunderts. Unvergleichlich ist sein monumentales Werk *La Comédie Humaine* (*Die menschliche Komödie*), das in über 90 Romanen und Erzählungen ein detailliertes Panorama der französischen Gesellschaft zu Beginn des 19. Jahrhunderts malt.

Elisabeth Edl (*1956) wurde für ihre Übersetzungen und Editionen französischer Literatur u. a. mit dem Celan-, Petrarca- und Voß-Preis ausgezeichnet. Sie ist Mitglied der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung und Chevalier de l'Ordre des Arts et des Lettres der Republik Frankreich. Zuletzt erschien ihre Neuübersetzung von George Sands Roman *Nanon*.

HONORÉ DE BALZAC
Sarrasine

HONORÉ DE BALZAC

SARRASINE

Eine Szene aus dem Pariser Leben

Herausgegeben und
aus dem Französischen von Elisabeth Edl



ALEXANDER VERLAG BERLIN

Alexander Verlag Berlin –
unabhängiger Verlag seit 1983

© für diese Ausgabe Alexander Verlag Berlin, 2026
Alexander Wewerka · Fredericiastr. 8 · D-14050 Berlin
info@alexander-verlag.com | www.alexander-verlag.com

Umschlagabbildung: Ausschnitt aus »Himmelfahrt
Mariae« von Giovanni Battista Tiepolo (1752, Würzburg)

Satz, Layout, Umschlaggestaltung: Antje Wewerka
Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung: FINIDR s. r. o., Český Těšín
Printed in the Czech Republic (March) 2026
ISBN 978-3-89581-655-0

INHALT

Sarrasine

7

Nachwort

67

ANHANG

Notiz 86

Zeittafel zur Biographie 89

Anmerkungen 96

SARRASINE

Für Monsieur
Charles de Bernard du Grail

Ich war versunken in eine jener tiefen Träumereien, die jeden, selbst einen oberflächlichen Charakter, inmitten rauschender Feste überfallen. Eben schlug die Uhr am Élysée-Bourbon Mitternacht. In einer Fensternische sitzend und verborgen hinter den wogenden Falten eines Moirévorhangs konnte ich ungestört den Garten des Stadtpalais überschauen, wo ich den Abend verbrachte. Die ungleichmäßig verschneiten Bäume standen schemenhaft vor dem trübgrauen Hintergrund eines vom Mond kaum erhellten wolkigen Himmels. In dieser phantastischen Stimmung beobachtet, glichen sie irgendwie von Leichentüchern schlampig umhüllten Gespenstern, ein riesenhaftes Abbild des berühmten *Totentanzes*. Und wenn ich mich der andern Seite zuwandte, konnte ich den Tanz der Lebenden bewundern! einen prunkvollen Salon mit Wänden von Silber und Gold, mit gleißenden Lüstern, im Kerzengefunkel. Hier schwirrten, wirbelten und flatterten die hübschesten Frauen von Paris, die reichsten, die adligsten, flimmernd, glitzernd, diamantensprühend! Blumen auf dem Haupt, am Busen, im Haar, über die Roben verstreut oder als Girlanden zu ihren Füßen. Alles war sacht-freudiges Beben, wollüstiger Schritt, und dabei schwebten Spitzen, Blonden, Musselin

um ihre zarten Leiber. Hier und dort blitzte ein allzu lebhafter Blick, überstrahlte die Lichter, das Feuer der Diamanten und entflammte noch heftiger ein loderndes Herz. Auch erhaschte man das eine oder andere vielsagende Nicken in Richtung eines Liebhabers oder abweisende Attitüden gegenüber einem Gatten. Die Ausrufe der Spieler bei jedem überraschenden Coup, das Klimpern des Goldes verschmolzen mit der Musik und dem Stimmengewirr; um diese Menge, trunken von allem, was die Welt an Verführungen bieten kann, restlos zu betäuben, reizten Parfümschwaden und allgemeine Berauschtigkeit immer weiter die erregte Phantasie. Zu meiner Rechten sah ich das düstere und stumme Abbild des Todes; zu meiner Linken die geziemlichen Bacchanalien des Lebens: hier die kalte Natur, trübselig, in Trauer; dort ausgelassene Menschen. Ich, auf der Grenze zwischen diesen beiden so gegensätzlichen Gemälden, die, tausendfach wiederholt in verschiedenster Weise, Paris zur vergnüglichsten und philosophischsten Stadt der Welt machen – ich rührte ein geistiges Mischmasch, halb amüsan, halb unheimlich. Mit dem linken Fuß klopfte ich den Takt und glaubte, mein anderer stecke in einem Sarg. Mein Bein nämlich war eiskalt, wegen eines dieser Luftzüge, bei denen eine Körperhälfte erfriert, während die andere unter der schwülen Hitze der Salons leidet, ein auf Bällen recht häufiges Übel.

»Monsieur de Lanty besitzt dieses Palais noch nicht lange?«

»Doch, doch. Vor beinahe zehn Jahren hat es ihm der Marschall von Carigliano verkauft ...«

»Ach!«

»Diese Leute haben wohl ein ungeheures Vermögen?«

»Ja, sicher.«

»Was für ein Fest! Der Luxus ist unverschämt.«

»Glauben Sie, die sind genauso reich wie Monsieur de Nucingen oder Monsieur de Gondreville?«

»Sie wissen also nicht ...?«

Ich reckte ein wenig den Kopf und erkannte in den beiden Sprechern zwei Angehörige jener neugierigen Clique, die sich in Paris nichts anderem widmet als dem *Warum?* dem *Wieso?* *Woher kommt er?* *Wer sind die?* *Was ist los?* *Was hat sie getan?* Sie redeten jetzt etwas leiser und schlenderten davon, um auf irgendeinem einsamen Kanapee ungestört weiterzuplaudern. Nie zuvor hatte sich für Geheimnissucher eine reichere Fundgrube geöffnet. Niemand wusste, aus welchem Land die Familie de Lanty kam, noch welchem Handel, welchem Raub, welcher Piraterie oder welchem Erbe ein auf mehrere Millionen geschätztes Vermögen entstammte. Alle Angehörigen dieser Familie sprachen so hervorragend Italienisch, Französisch, Spanisch, Englisch und Deutsch, dass man vermuten durfte, sie hätten lange bei diesen

verschiedenen Völkern gelebt. Waren sie Zigeuner?
Waren sie Hochstapler?

»Und wären sie der Teufel in Person!«, sagten junge Politiker, »ihre Empfänge sind großartig.«

»Selbst wenn der Comte de Lanty eine *Casauba* ausgeplündert hätte, seine Tochter würde ich heiraten!«, rief ein Philosoph.

Wer hätte Marianina nicht geheiratet, ein sechzehnjähriges Mädchen, dessen Schönheit die mythischen Gebilde orientalischer Dichter zu Wirklichkeit machte? Gleich der Sultanstochter in *Aladin und die Wunderlampe* hätte sie verschleiert sein müssen. Ihr Gesang ließ die unvollkommenen Talente einer Malibran, einer Sontag, einer Fodor erblassen, denn bei ihnen verhinderte eine vorherrschende Gabe stets die Vollkommenheit des Ganzen; während Marianina gleichermaßen Reinheit des Tons zu vereinen wusste mit Empfindsamkeit, Genauigkeit von Tempo und Intonation, Seele und Technik, Präzision und Gefühl. Dieses Mädchen war der Inbegriff jener geheimen Poesie, Bindeglied zwischen den Künsten, welche sich stets denen entzieht, die nach ihr suchen. Sanft und bescheiden, gebildet und geistreich, nichts konnte Marianina überstrahlen, es sei denn ihre Mutter.

Sind Sie jemals einer jener Frauen begegnet, deren überwältigende Schönheit den Spuren des Alters trotzt und die mit sechsunddreißig begehrenswerter erscheinen als vielleicht fünfzehn Jahre zuvor? Ihr

Gesicht ist eine leidenschaftliche Seele, es leuchtet; jeder Zug sprüht von Intelligenz; jede Pore besitzt ihren eigenen, im Licht changierenden Glanz. Ihre verführerischen Augen locken, verweigern, reden oder schweigen; ihr Schritt ist unschuldsvoll einstudiert; ihre Stimme entfaltet den melodiosen Reichtum kokett sanft-zärtlicher Töne. Jeder Vergleich, jedes Lob schmeichelt noch der empfindlichsten Eigenliebe.

Ein Zucken der Brauen, das leiseste Augenspiel, ein Kräuseln ihrer Lippen erfüllt jeden mit Panik, der von ihnen sein Leben abhängig macht und sein Glück. Unerfahren in der Liebe und fügsam im Gespräch, ist ein junges Mädchen leicht zu verführen; bei dieser Art von Frauen jedoch muss ein Mann, ganz wie Monsieur de Jaucourt, sich beherrschen, und er darf nicht schreien, wenn ihm die Kammerzofe auf seiner Flucht ins Kabinett zwei Finger im Türspalt zerquetscht. Solch mächtige Sirenen zu lieben, heißt das nicht, sein Leben aufs Spiel setzen? Doch vielleicht lieben wir sie gerade deshalb so leidenschaftlich! Das also war die Comtesse de Lanty.

Filippo, Marianinas Bruder, besaß wie seine Schwester die märchenhafte Schönheit der Comtesse. Kurz gesagt, der junge Mann war ein lebendiges Abbild des Antinoos, von etwas schmalere Wuchs. Doch wie gut passen diese schlanken, zarten Proportionen zur Jugend, wenn ein olivbrauner Teint, kräftige Brauen und das Feuer eines samtigen Blicks

für die Zukunft männliche Leidenschaft versprechen, hochherzige Gedanken! War Filippo in den Herzen aller Mädchen ein Ideal, so galt er in den Köpfen aller Mütter ebenso als die beste Partie Frankreichs.

Schönheit, Vermögen, Geist, Anmut der beiden Kinder stammten einzig und allein von ihrer Mutter. Der Comte de Lanty war klein, hässlich und pockennarbig; finster wie ein Spanier und langweilig wie ein Bankier. Man hielt ihn übrigens für einen tiefsinnigen Politiker, vielleicht weil er selten lachte und immerzu Herrn von Metternich zitierte oder Wellington.

Diese geheimnisvolle Familie besaß den ganzen Zauber eines Gedichts von Lord Byron, und seine Schwierigkeiten wurden von jedem Mitglied der eleganten Welt anders ausgelegt: ein dunkler und erhabener Gesang, von Strophe zu Strophe. Die Zurückhaltung, die Monsieur und Madame de Lanty über ihre Herkunft wahrten, über ihr vergangenes Leben und ihre Beziehungen in alle vier Weltrichtungen hätte in Paris nicht lange für Verwunderung gesorgt. Vielleicht in keinem Land wird Vespasians Grundsatz besser verstanden. Selbst mit Blut oder Dreck besudelte Écus verraten hier nichts und bedeuten alles. Vorausgesetzt, die feine Gesellschaft kennt die Höhe Ihres Vermögens, werden Sie eingeordnet unter Ihnen gleichwertige Guthaben, und niemand verlangt Ihre Adelsbriefe zu sehen, denn jeder weiß, wie wenig diese kosten. In einer Stadt, wo man so-

ziale Probleme durch algebraische Gleichungen löst, stehen die Chancen für Abenteurer ausgezeichnet. Angenommen, diese Familie stammte von Zigeunern, war sie so reich, so reizvoll, da konnte die feine Gesellschaft ihr diese kleinen Geheimnisse wohl nachsehen. Doch unglücklicherweise bot die rätselhafte Geschichte des Hauses Lanty ständig Anlass zu Neugier, ganz ähnlich wie in den Romanen von Ann Radcliffe.

Beobachter, jene Leute, die unbedingt wissen wollen, in welchem Geschäft Sie Ihre Kandelaber kaufen, oder die nach dem Mietpreis fragen, wenn Ihre Wohnung ihnen gefällt, bemerkten nun von Zeit zu Zeit auf den Festen, Konzerten, Bällen, Empfängen der Comtesse das Auftauchen einer merkwürdigen Gestalt. Es war ein Mann. Zum ersten Mal zeigte er sich im Palais bei einem Konzert, offenbar in den Salon gelockt durch Marianinas zauberhafte Stimme.

»Mir ist auf einmal kalt«, sagte eine Dame, die unweit der Tür saß, zu ihrer Nachbarin.

Der Unbekannte, der neben dieser Dame stand, entfernte sich.

»Wie seltsam! Mir ist heiß«, sagte die Frau, nachdem der Fremde gegangen war. »Sie halten mich vielleicht für verrückt, aber ich bilde mir ein, mein Nachbar, dieser schwarzgekleidete Herr, der eben fort ist, war schuld an dieser Kälte.«

Bald schuf und vermehrte der Hang zu Übertreibung, wie er den Mitgliedern der feinen Gesellschaft

eignet, die drolligsten Vorstellungen, wundersamsten Reden, lächerlichsten Märchen über diese mysteriöse Gestalt. Ohne gleich ein Vampir zu sein, eine Ghula, ein künstlicher Mensch, eine Art Faust oder Robin Hood, hatte er, nach Meinung der Liebhaber des Phantastischen, doch etwas von all diesen anthropomorphen Wesen. Hin und wieder begegnete man irgendwelchen Deutschen, die solch pfißiges Gespött der Pariser Lästerzungen für bare Münze nahmen. Der Fremde war einfach nur ein *Greis*. Einige von den jungen Männern, die für gewöhnlich jeden Morgen, mit ein paar wohlgedrechselten Sätzen, Entscheidungen treffen über die Zukunft Europas, wollten in dem Unbekannten etwas sehen wie einen Großverbrecher, Besitzer von immensen Reichtümern. Romanautoren schilderten das Leben dieses Greises und lieferten wirklich kuriose Details über Grausamkeiten, begangen während seiner Zeit im Dienst des Fürsten von Mysore. Bankiers, nüchterner denkende Menschen, ersannen eine plausibel klingende Fabel: »Ach was!«, sagten sie, mitleidig ihre breiten Schultern zuckend, »dieser kleine Alte ist ein *Genueser Kopf*!«

»Monsieur, falls das nicht indiskret ist, hätten Sie die Güte, mir zu erklären, was verstehen Sie unter einem Genueser Kopf?«

»Monsieur, das ist ein Mann, dessen Leben ein ungeheures Kapital darstellt, und an seiner guten Gesundheit hängen wahrscheinlich die Einkünfte dieser Familie.«

Ich erinnere mich, bei Madame d'Espard hatte ich einen Magnetiseur gehört, der anhand sehr verführerischer historischer Überlegungen bewies, dass dieser Greis, quasi unter einem Glassturz, der berühmte Balsamo war, genannt Cagliostro. Diesem modernen Alchimisten zufolge war der sizilianische Abenteurer dem Tod entwischt und machte nun zu seinem Vergnügen Gold für die Enkel. Der Bailli de Ferrette schließlich behauptete, er habe in dieser seltsamen Gestalt den Comte de Saint-Germain wiedererkannt. Diese Albernheiten, vorgebracht in geistreichem Ton, mit der spöttischen Miene, die heutzutage kennzeichnend ist für eine Gesellschaft ohne Glauben, warfen einen vagen Verdacht auf das Haus de Lanty. Zuletzt rechtfertigten die Mitglieder der Familie durch ein merkwürdiges Zusammenreffen verschiedener Umstände die Spekulationen der vornehmen Welt, denn sie betrugen sich recht mysteriös gegenüber diesem Greis, dessen Leben sich gewissermaßen jeder Nachforschung entzog.

Überschritt dieser Mensch einmal die Schwelle der Gemächer, die er im Palais de Lanty angeblich bewohnte, sorgte sein Erscheinen stets für große Aufregung in der Familie. Man hätte meinen können, ein höchst wichtiges Ereignis. Nur Filippo, Marianina, Madame de Lanty und ein alter Hausdiener hatten das Recht, dem Unbekannten beim Gehen behilflich zu sein, beim Aufstehen, beim Hinsetzen. Jeder überwachte seine kleinsten Bewe-

gungen. Offenbar war er eine Zaubergestalt, von der Glück, Leben oder Vermögen aller abhing. War es Furcht oder Zuneigung? Die elegante Welt konnte keinen Hinweis entdecken, der geholfen hätte beim Lösen des Problems. Monatelang versteckt an einer unbekannten heiligen Stätte, kam dieser Hausgeist plötzlich hervor, gleichsam verstohlen, völlig unerwartet, und erschien in den Salons wie dereinst jene Feen, die von ihren fliegenden Drachen stiegen und Festlichkeiten störten, zu denen niemand sie geladen hatte. Allein die geübtesten Beobachter konnten die Ängstlichkeit der Hausherren errahnen, denn sie verbargen ihre Gefühle mit bemerkenswertem Geschick. Doch manchmal, mitten in einer Quadrille, warf die allzu naive Marianina einen panischen Blick auf den Greis, den sie im Gewühl überwachte. Oder Filippo schlüpfte durch die Menge geschwind zu ihm und blieb in seiner Nähe, zärtlich und aufmerksam, als könnte die Berührung mit den Menschen oder der leiseste Hauch dieses wunderliche Geschöpf zerbrechen. Die Comtesse war bemüht, sich neben ihn zu stellen und den Anschein zu erwecken, dahinter stecke keinerlei Absicht; mit Geziere und einer Miene voller Unterwürfigkeit und Zuneigung, voller Ergebenheit und Despotie sagte sie dann zwei, drei Worte, denen der Greis fast immer willfahrte, er verschwand, fortgeführt oder, besser gesagt, fortgezogen von ihr. War Madame de Lanty nicht zugegen, ersann der Comte tausend Listen und wich

ihm nicht von der Seite; doch er verschaffte sich offenbar nur schwer Gehör und behandelte ihn wie ein verwöhntes Kind, dessen Kapricen die Mutter nachgibt oder dessen Aufmüpfigkeit sie fürchtet. Als ein paar Indiskrete es wagten, den Comte de Lanty leichtsinnig auszufragen, schien dieser kühle und zurückhaltende Mann die Neugierigen überhaupt nicht zu verstehen. Nach vielen Bemühungen, die dank der Umsicht aller Familienmitglieder scheiterten, versuchte niemand mehr ein so wohlgehütetes Geheimnis zu ergründen. Entmutigt scherten sich die Hautevoleespione, Einfaltspinsel und Politiker am Ende nicht mehr um dieses Mysterium.

Doch im selben Augenblick gab es in diesen glänzenden Salons vielleicht Philosophen, die ein Eis, ein Sorbet löffelten oder ihr leeres Punschglas auf eine Konsole stellten und sich dabei sagten: »Wundern würde es mich nicht, wenn ich hörte, diese Leute sind Betrüger. Der Alte, der sich versteckt und nur bei Tagundnachtgleiche oder Sonnenwende auftaucht, schaut mir doch ganz aus wie ein Mörder ...«

»Oder wie ein Bankrotteur ...«

»Ist ungefähr dasselbe. Einem Mann sein Vermögen totschiagen ist manchmal schlimmer, als ihn selbst totzuschlagen.«

»Monsieur, ich habe zwanzig Louisdor gesetzt, ich bekomme vierzig heraus.«

»Tja! Monsieur, es liegen nur noch dreißig auf dem Spieltisch ...«

»Hm, da sehen Sie, allzu durchmischt diese Gesellschaft. Man kann hier nicht spielen.«

»So ist's. Und seit fast sechs Monaten lässt sich der Geist nicht mehr blicken. Glauben Sie, das ist ein lebendiger Mensch?«

»Ah, ah! allerhöchstens ...«

Diese letzten Worte fielen ganz in meiner Nähe, gesprochen von Unbekannten, die sich entfernten, während ich mit einem letzten Gedanken meine Überlegungen resümierte, vermengt aus Schwarz und Weiß, aus Leben und Tod. Meine närrische Phantasie betrachtete genauso wie meine Augen abwechselnd das Fest, das seinen prunkvollen Höhepunkt erreichte, und das düstere Schauspiel draußen im Park. Ich weiß nicht, wie lange ich herumgrübelte über diese zwei Seiten der menschlichen Medaille; doch plötzlich riss das erstickte Lachen einer jungen Frau mich aus den Träumen. Ich war sprachlos angesichts des Bildes, das sich meinen Augen bot. Durch eine höchst seltene Laune der Natur war der Gedanke in Halbtrauer, der mein Gehirn durchspukte, hervorgeschlüpft und stand nun vor mir, personifiziert, lebendig, aufgetaucht wie Minerva aus dem Kopf des Jupiter, groß und stark, er war hundert Jahre alt und zugleich zweiundzwanzig, er war lebendig und tot. Seinem Gemach entwischt wie ein Irrer seiner Zelle, hatte sich der kleine Greis flink herbeigeschlichen, hinter einer Schutzwand aus Zuhörern, die aufmerksam der Stimme Marianinas

lauschten, denn sie beendete gerade die Kavatine aus *Tancredi*. Er schien dem Erdboden entkrochen, herausgeschleudert durch irgendeine Theatermaschine. Reglos und finster betrachtete er eine ganze Weile dieses Fest, dessen Gerausche vielleicht an sein Ohr gedrungen war. Seine fast somnambule Versunkenheit konzentrierte sich so sehr auf die Dinge, dass er zwischen den Menschen wandelte, ohne die Menschen zu sehen. Mit einem Mal stand er ohne großes Gewese neben einer der bezauberndsten Frauen von Paris, einer eleganten jungen Tänzerin von zartem Wuchs, einem Gesicht, so frisch wie das eines Kindes, weiß und rosa, und so delikats, so klar, dass der Blick eines Mannes hindurchzudringen scheint wie Sonnenstrahlen durch reines Glas. Sie waren da, vor mir, alle beide, nebeneinander, vereint und so dicht zusammengedrängt, dass der Fremde sowohl das Gazeleid wie auch die Blumengirlanden knitterte, ebenso das leicht gebauschte Haar und die flatternde Gürtelschleife.

Ich selbst hatte diese junge Frau mitgebracht auf den Ball von Madame de Lanty. Da sie zum ersten Mal in dieses Haus kam, verzieh ich ihr das erstickte Lachen; ich gab ihr jedoch lebhaft irgendein gebieterisches Zeichen, das sie verwirrte und ihr Achtung einflößte vor ihrem Nachbarn. Sie setzte sich zu mir. Der Greis wollte dieses reizende Geschöpf nicht verlassen, an dem er eigensinnig festhielt, mit jener stummen und scheinbar grundlosen Dickköpfigkeit,

zu der sehr alte Menschen fähig sind und in der sie Kindern gleichen. Um sich neben die junge Dame zu setzen, musste er einen Klappstuhl nehmen. Noch seine kleinsten Bewegungen waren bestimmt von jener eisigen Schwerfälligkeit, jener dummen Unentschiedenheit, die typisch sind für Paralytiker. Langsam ließ er sich nieder auf den Sitz, vorsichtig und ein paar unverständliche Wörter grummelnd. Seine brüchige Stimme glich dem Poltern eines Steins, der in den Brunnen fällt. Die junge Frau drückte rasch meine Hand, als suchte sie Halt vor einem Abgrund, und erschauerte, als dieser Mann, den sie anstarrte, zwei Augen ohne jede Wärme auf sie heftete, zwei blassgrüne Augen, wie aus stumpfem Perlmutter.

»Ich habe Angst«, sagte sie mir ins Ohr.

»Sie können sprechen«, erwiderte ich. »Er ist schwerhörig.«

»Also kennen sie ihn?«

»Ja.«

Nun fasste sie genügend Mut und betrachtete einen Augenblick dieses Geschöpf ohne Namen in der menschlichen Sprache, substanzlose Gestalt, Wesen ohne Leben oder Leben ohne Handeln. Sie stand im Bann jener ängstlichen Neugier, die Frauen dazu treibt, sich gefährlichen Nervenkitzel zu verschaffen, angekettete Tiger sehen, Boas anschauen und sich dabei fürchten, weil man nur durch leichte Absperrungen getrennt ist von ihnen. Obwohl der kleine Greis einen gekrümmten Rücken hatte wie

ein Tagelöhner, war seine einstmals normale Statur unschwer zu erkennen. Seine extreme Magerkeit, die feinen Glieder bewiesen, seine Proportionen waren stets schlank geblieben. Er trug eine schwarzseidene Kniehose, die um seine dünnen Schenkel flatterte und Falten warf, wie ein schlaffes Segel. Ein Anatom hätte sogleich die Anzeichen einer schrecklichen Auszehrung erkannt, beim Anblick dieser Beinchen, dazu bestimmt, den sonderbaren Körper zu tragen. Wie zwei überkreuzte Knochen auf einem Grab. Ein Gefühl tiefen Grauens vor dem Mann erfasste jedes Herz, sobald unselige Aufmerksamkeit einem jene Spuren enthüllte, die der Verfall eingegraben hatte in diese gebrechliche Maschine. Der Unbekannte trug eine altmodische, goldbestickte weiße Weste, und seine ganze Wäsche war von strahlendem Weiß. Ein fuchsiges Jabot aus englischer Spitze, um dessen Kostbarkeit ihn sogar eine Königin beneidet hätte, bildete gelbe Rüschchen auf seiner Brust; an ihm jedoch war diese Spitze mehr Lumpen denn Zierde. In der Mitte des Jabots flimmerte ein Diamant von unschätzbarem Wert wie die Sonne. Dieser antiquierte Luxus, dieses echte und geschmacklose Kleinod betonten noch das Gesicht des sonderbaren Wesens. Der Rahmen passte zum Porträt. Das dunkle Gesicht war kantig und in alle Richtungen zerfurcht. Das Kinn war eingefallen; die Schläfen waren eingefallen; die Augen verloren in gelblichen Höhlen. Die Kieferknochen stachen wegen der unbeschreiblichen

Magerkeit scharf hervor und gruben in jede Wange eine Vertiefung. Diese von den Lichtern mehr oder weniger angestrahlten Höcker bildeten seltsame Schatten und Glanzflecken, die dem Antlitz alles Menschenähnliche nahmen. Zudem war im Verlauf der Jahre die gelbe und dünne Gesichtshaut so stark mit den Knochen verklebt, dass überall eine Vielzahl von Runzeln entstand, kreisförmig wie Ringe auf dem Wasser, in das ein Kind Steine wirft, oder sternförmig wie eine zersplitterte Glasscheibe, jedoch immer tief und aneinandergepresst wie die Seiten eines Buchschnitts. So mancher Greis zeigt womöglich ein noch scheußlicheres Porträt; doch was dem vor uns aufgetauchten Gespenst vollends das Aussehen einer künstlichen Schöpfung verlieh, war das Rot und Weiß, in dem es schimmerte. Die Augenbrauen seiner Maske erhielten durchs Licht einen Glanz, der gut ausgeführte Malerei offenbarte. Zum Glück für den kummervollen Betrachter eines solchen Wracks war der Leichenschädel versteckt unter einer blonden Perücke, deren unzählige Löckchen eine dreiste Anmaßung verrieten. Darüber hinaus äußerte sich die weibliche Koketterie dieser phantasmagorischen Gestalt recht drastisch durch die goldenen Gehänge, die an ihren Ohren baumelten, durch die Ringe, deren herrliche Juwelen an den verknöcherten Fingern blitzten, und durch eine Uhrkette, die glitzerte wie gefasste Edelsteine eines Colliers am Hals einer Frau. Und schließlich spielte um die bläulichen Lippen

dieses japanischen Götzen ein starres, eingefrorenes Lächeln, ein herzloses, hämisches Lächeln wie auf einem Totenkopf. Stumm, reglos wie eine Statue, verströmte er den Moschusgeruch alter Kleider, welche die Erben einer Herzogin beim Nachlassinventar aus ihren Schubladen ziehen. Wenn der Greis seinen Blick auf die Versammelten richtete, schienen die Bewegungen seiner Augäpfel, in denen sich kein Licht spiegelte, wie gesteuert durch eine verborgene Mechanik; und standen diese Augen still, zweifelte jeder genaue Beobachter, dass sie sich jemals bewegt hatten. Neben dieser menschlichen Ruine eine junge Frau zu sehen, deren Hals, Arme, Büste nackt waren und weiß; deren runde und vor Schönheit strahlende Formen, deren volles Haar über einer alabasternen Stirn Liebe einflößten, deren Augen das Licht nicht so sehr aufsogen, als vielmehr verströmten, die frisch war und anmutig und deren duftige Locken, deren süßer Atem zu schwer schienen, zu hart, zu mächtig für diesen Schatten, für diesen Mann aus Staub; ach! das hier war wirklich der Tod und das Leben, mein Grübeln eine Arabeske der Phantasie, eine Schimäre zur Hälfte abstoßend; göttlich und weiblich durch die Büste.

»Und doch kommt es recht häufig zu solchen Verbindungen in der vornehmen Welt«, sagte ich mir.

»Er riecht nach Friedhof«, stammelte die junge Frau erschrocken und drängte zu mir, als wollte sie sich meines Schutzes versichern, und ihre hektischen

Bewegungen verrieten, sie hatte große Angst. »Der Anblick ist grässlich«, sagte sie, »ich kann nicht mehr hierbleiben. Wenn ich ihn noch länger anschau, glaube ich, der Tod in Person kommt mich holen. Lebt er denn?«

Sie legte ihre Hand auf den Sonderling, mit jener Kühnheit, die Frauen aus der Unwiderstehlichkeit ihrer Begierden schöpfen; doch kalter Schweiß brach ihr aus den Poren, denn kaum hatte sie den Greis berührt, hörte sie ein Knarzen wie von einer Schnarre. Die grelle Stimme, falls es eine Stimme war, entwich einem fast ausgetrockneten Schlund. Diesem Aufschrei folgte dann sogleich ein Kindergehüstel, krampfhaft und eigenartig verzerrt. Bei diesem Laut schauten Marianina, Filippo und Madame de Lanty auf uns, und ihre Blicke waren wie Blitze. Die junge Frau wünschte sich am liebsten auf den Grund der Seine. Sie griff nach meinem Arm und zog mich zu einem Boudoir. Männer und Frauen, alle machten uns Platz. Im hintersten Winkel der Empfangsräume angelangt, traten wir in ein kleines halbrundes Kabinett. Meine Begleiterin warf sich auf einen Diwan, zitternd vor Grauen, ohne zu wissen, wo sie war.

»Madame, Sie sind verrückt«, sagte ich.

»Aber«, erwiderte sie nach kurzem Schweigen, währenddessen ich sie bewunderte, »bin ich denn schuld? Warum lässt Madame de Lanty Untote durch ihr Palais streifen?«

»Ach was«, antwortete ich, »Sie reden wie diese Dummköpfe. Sie halten ein Greislein für ein Gespenst.«

»Kein Wort mehr«, befahl sie mit jenem achtungsgebietend-spöttischen Ton, den alle Frauen perfekt beherrschen, wenn sie Recht haben wollen. »Was für ein hübsches Boudoir!«, rief sie und blickte um sich. »Blauer Satin wirkt als Tapete immer Wunder. So frisch! Ach! ist das ein schönes Gemälde!«, fügte sie hinzu, stand auf und stellte sich vor ein prachtvoll gerahmtes Bild.

Wir betrachteten lange dieses Wunderwerk, das wirkte wie erschaffen von einem übernatürlichen Pinsel. Das Gemälde war eine Darstellung des Adonis, hingestreckt auf einem Löwenfell. Die in der Mitte des Boudoirs hängende Lampe, umgeben von einem Alabasterschirm, tauchte dieses Bild in ein sanftes Licht, das uns erlaubte, alle Schönheiten der Malerei zu erfassen.

»Gibt es ein so vollkommenes Wesen?«, fragte sie, nachdem sie, nicht ohne ein feines Lächeln der Zufriedenheit, die erlesene Anmut der Konturen studiert hatte, die Pose, die Farbe, das Haar, also einfach alles.

»Er ist zu schön für einen Mann«, ergänzte sie nach einem prüfenden Blick, mit dem sie eine Rivalin gemustert hätte.

Oh! wie spürte ich nun das Nagen jener Eifersucht, von der ein Dichter mich kürzlich hatte überzeugen

wollen! die Eifersucht auf Stiche, Gemälde, Statuen, in denen Künstler die menschliche Schönheit übertreiben, aufgrund einer Lehre, die sie verleitet, alles zu idealisieren.

»Das ist ein Porträt«, sagte ich. »Zu verdanken ist es dem Talent von Vien. Dieser große Maler hat das Original jedoch nie gesehen, und Ihre Bewunderung wäre vielleicht nicht ganz so lebhaft, wüssten Sie, dass die Aktstudie nach einer Frauenstatue angefertigt wurde.«

»Wer ist das?«

Ich zögerte.

»Ich will es wissen«, verlangte sie energisch.

»Ich glaube«, sagte ich, »dieser Adonis ist die Darstellung eines ... eines ... eines Verwandten von Madame de Lanty.«

Voller Qual sah ich sie in die Betrachtung dieser Gestalt versunken. Schweigend saß sie davor, ich setzte mich neben sie und griff nach ihrer Hand, ohne dass sie etwas merkte! Vergessen wegen eines Porträts! In diesem Augenblick hörte man in der Stille die leisen Schritte einer Frau, deren Kleid ein wenig raschelte. Wir sahen die junge Marianina eintreten, noch strahlender durch ihr unschuldiges Gesicht als durch ihre Anmut und ihr reizendes Kleid; sie ging langsam und führte voll mütterlicher Fürsorge, voll töchterlicher Zuwendung das feingekleidete Gespenst, das uns aus dem Musiksalon vertrieben hatte; sie verfolgte mit ängstlichem Blick,

wie es vorsichtig einen kraftlosen Fuß vor den andern setzte. Mit großer Mühe gelangten beide zu einer in der Tapete verborgenen Tür. Hier klopfte Marianina leise. Sogleich erschien wie durch Zauber ein großer hagerer Mann, eine Art Faktotum. Bevor sie den Greis diesem geheimnisvollen Wächter anvertraute, küsste das junge Mädchen ehrfürchtig den wandelnden Leichnam, und ihre keusche Liebkosung war nicht frei von jener anmutigen Schmeichelei, deren Geheimnis nur ganz wenige Ausnahmefrauen besitzen.

»*Addio, addio!*«, sagte sie mit den hübschesten Modulationen ihrer jungen Stimme.

Sie verzierte sogar die letzte Silbe mit einem bewundernswert ausgeführten Triller, doch nur ganz leise und als wollte sie durch eine poetische Äußerung ihrem überquellenden Herzen Ausdruck verleihen. Der plötzlich von irgendeiner Erinnerung heimgesuchte Greis blieb auf der Schwelle dieser Geheimkammer stehen. Dank einer tiefen Stille hörten wir nun den schweren Seufzer, der sich seiner Brust entrang: Er zog den schönsten aller Ringe, die seine Skelettfinger schmückten, und steckte ihn Marianina in den Busen. Die junge Närrin lachte, nahm den Ring, schob ihn überm Handschuh an einen ihrer Finger und enteilte flink in Richtung Salon, wo gerade das Vorspiel zu einem Kontertanz erklang. Sie entdeckte uns.

»Oh! Sie waren hier!«, sagte sie errötend.

Nachdem sie uns wie fragend angeblickt hatte, lief sie zu ihrem Tänzer, mit dem sorglosen Übermut ihres Alters.

»Was soll das heißen?«, fragte meine junge Gefährtin. »Ist er ihr Gatte? Ich glaub, ich träume. Wo bin ich?«

»Sie!«, antwortete ich, »Sie, Madame, mit Ihrem Hang zu Schwärmerei, Sie erfassen so vortrefflich kaum wahrnehmbare Gefühle, verstehen es, im Herzen eines Mannes die zartesten Empfindungen zu wecken, ohne ihm wehzutun, ohne ihn gleich am ersten Tag zu vernichten; Sie haben Mitleid mit Herzensqualen, und zum Geist der Pariserin kommt bei Ihnen noch eine leidenschaftliche Seele, würdig Italiens oder Spaniens ...«

Sie merkte wohl, dass meine Sprache durchdrungen war von bitterer Ironie; darüber hinweggehend unterbrach sie mich und sagte: »Oh! Sie malen mich ganz nach Ihrem Geschmack. Bizarre Tyrannei! Sie wollen, dass ich nicht *ich* bin.«

»Oh! ich will gar nichts«, rief ich, erschrocken über ihre Strenge. »Trifft es wenigstens zu, dass Sie sich gern die Geschichte jener machtvollen Leidenschaften erzählen lassen, welche in unsern Herzen entfacht werden von den bezaubernden Frauen des Südens?«

»Ja. Und nun?«

»Nun, ich werde morgen Abend gegen neun bei Ihnen sein und das Rätsel enthüllen.«

»Nein«, erwiderte sie keck, »ich will es sofort hören.«

»Sie haben mir noch nicht das Recht erteilt, Ihnen zu gehorchen, wenn Sie sagen: ›Ich will.‹«

»Im Moment«, entgegnete sie mit entwaffnender Koketterie, »verspüre ich große Lust, dieses Geheimnis zu erfahren. Morgen leihe ich Ihnen vielleicht kein Ohr ...«

Sie lächelte, und wir gingen auseinander; sie, immer noch genauso stolz, genauso kratzbürstig, und ich immer noch genauso lächerlich in diesem Augenblick wie immer. Sie war so dreist und tanzte Walzer mit einem jungen Adjutanten, und ich blieb zurück, abwechselnd gekränkt, schmollend, bewundernd, verliebt, eifersüchtig.

»Bis morgen«, sagte sie mir gegen zwei Uhr früh, als sie den Ball verließ.

»Ich gehe nicht hin«, dachte ich, »und ich verzichte auf dich. Vielleicht bist du noch tausendmal launischer, kapriziöser als meine Phantasie.«

Am nächsten Tag saßen wir beide vor einem prasselnden Feuer, in einem eleganten kleinen Salon; sie auf einer Causeuse; ich auf Kissen, ihr beinahe zu Füßen, und mein Blick unter dem ihren. Die Straße war still. Die Lampe warf mildes Licht. Es war einer jener die Seele erquickenden Abende, einer jener Augenblicke, die man niemals vergisst, eine jener Stunden voller Frieden und Begehren, an deren Zauber man sich später stets mit Bedauern erinnert,

selbst wenn wir dann glücklicher sind. Wer kann die tiefe Spur der ersten Liebesregungen auslöschen?

»Los nun«, sagte sie, »ich höre.«

»Ich zögere anzufangen. Das Abenteuer enthält gefährliche Passagen für den Erzähler. Gerate ich in Überschwang, werden Sie mir Schweigen befehlen.«

»Reden Sie.«

»Ich gehorche.

Ernest-Jean Sarrasine war der einzige Sohn eines Anwalts in der Franche-Comté«, begann ich nach einer Pause. »Sein Vater hatte sich halbwegs redlich sechs- bis achttausend Livre Jahreseinkommen erwirtschaftet, Vermögen eines Juristen, das einstmals in der Provinz als enorm galt. Der alte Maître Sarrasine wollte, da er nur ein Kind hatte, bei seiner Ausbildung nichts versäumen, er hoffte aus ihm einen hohen Beamten zu machen und lange genug zu leben, damit er auf seine alten Tage sehen könne, wie der Enkel von Matthieu Sarrasine, Landmann in der Gegend von Saint-Dié, sich auf die Lilien setzt und zum höchsten Ruhm des Gerichtshofes während der Verhandlung schläft; der Himmel jedoch missgönnte dem Anwalt diese Freude. Der junge Sarrasine, früh den Jesuiten anvertraut, bewies eine ungewöhnliche Lebhaftigkeit. Er durchlebte die Kindheit eines begabten Mannes. Lernen wollte er nur nach eigener Lust und Laune, war oft aufsässig und hockte manchmal stundenlang in wirre Grübeleien versunken, mal beobachtete er seine spielenden Kameraden,